

Zeitschrift: Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Herausgeber: Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

Band: 41 (1971)

Artikel: Zur Aufgabe der Ortsmuseen

Autor: Valentin, Cla

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-956475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CLA VALENTIN

Zur Aufgabe der Ortsmuseen

Aus dem Korrespondenzblatt der
Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde
Heft 2, 1971

In letzter Zeit scheinen sich die Diebstähle gewisser Leute, die im Lande umherziehen und Jagd auf Antiquitäten machen, zu häufen. Nicht nur stehlen sie den Kühen auf der Alp die Glocken vom Halse weg, sie brechen auch in unbewohnte Häuser ein und plündern sie, und im Herbst 1969 ist im Unterengadin sogar ein großer Mühlstein, der an der Straße lag und schon lange dort zum Andenken an die alte, unter die Rufe gekommene Mühle hätte aufgestellt werden sollen, bei Nacht und Nebel spurlos verschwunden.

Solche Vorkommnisse sind bedauerlich. Bedauerlich ist aber auch, was die Besitzer selber mit ihren alten Sachen oft machen. Daß sie sie zu Spottpreisen an Antiquitätenhändler verkaufen, kommt zwar nur noch selten vor. Die Leute haben nach und nach gemerkt, was die Dinge wert sind. Aber manchmal hat man doch den Eindruck, daß noch ganze Dörfer ihre schönen Tische, Wiegen, Truhen usw. auf diese Weise losschlagen. Man sollte die Leute aufklären. Schlimmer steht es um die weniger «schönen» Sachen, die nicht gefragt sind, weil sie sich nicht als Schaustücke eignen, wie landwirtschaftliche Geräte, Fahrzeuge, gewöhnlicher Hausrat usw. Sie werden zu Brennholz gemacht und wandern in den Ofen, oder der Traktor befördert sie in die Abfallgruben. In diesen Gruben liegen unter einem Berg von Dreck, Lumpen, Plastikware, Autopneus und illustrierten Zeitschriften halbe Museen begraben.

Es gilt also, die Zeugen einer untergehenden Volkskultur der Zerstörung und der geschäftlichen Spekulation zu entziehen. Das können nur Museen tun. Und zwar glauben wir, daß Ortsmuseen dabei eine wichtige Rolle übernehmen und mehr Stücke retten könnten als zentrale Museen, nicht nur, weil sie den Gegenständen näher sind und eher auffangen könnten, was sonst in die Abfallgruben oder in den Ofen käme, sondern auch deshalb, weil die Leute ihre Sachen, die es sie fortzuwerfen reut, aber denen sie doch nicht so recht eine bleibende Stätte zu sichern vermögen, für ein ortseigenes Museum viel eher hergeben als für ein auswärtiges. Es kommt hinzu, daß Ortsmuseen, zwar nicht jedes für sich genommen, aber in ihrer Gesamtheit dem anvertrauten Gut mehr Sicherheit bieten

dürften als ein großes zentrales Museum, das durch eine Feuersbrunst oder durch Kriegsfall stärker gefährdet ist.

Das soll natürlich nicht heißen, daß sämtliche Heuwagen, Holzschlitten, Eggen, Tragkörbe oder Gebsen, die noch aufzutreiben sind, ins Museum kommen sollen. Aber es wäre zu erstreben, daß jedes Gerät und jeder Typ, jede Variante ein und desselben Gerätes aus der betreffenden Gegend wenigstens in einem Exemplar darin vertreten sei. Das zu erreichen wäre allerdings eine einmalige, eine ideale Leistung für ein Ortsmuseum.

Aber die museale Konservierung ist an sich noch kein Zweck; sie bedarf erst noch des Zweckes, der sie rechtfertigt. Warum soll das alte, ausrangierte Zeug aufbewahrt werden? Aber ist es nötig, darüber erst noch Worte zu verlieren?

Ortsmuseen haben unseres Erachtens zwei Hauptzwecke: der eine ist wissenschaftlicher, der andere belehrender Natur. Sie sollen und können der wissenschaftlichen Forschung gute Dienste leisten. Ihr ergologisches Material – es macht in der Regel den Hauptteil der einzelnen Sammlungen aus – bietet unerläßliche Unterlagen für die Erforschung der Volkskultur, das heißt der Arbeitstechniken und der Lebensweise des Volkes. Lokale Museen vermögen zwar keine über größere geographische Gebiete sich erstreckenden oder weit in die Geschichte zurückreichende Reihen von Werkzeugen und Geräten zu liefern, wie sie für vergleichende Studien wünschbar wären. Aber wenn sie auf lokaler Basis einige Vollständigkeit erreichen, indem sie die Utensilien eines oder mehrerer Arbeitszweige annähernd vollzählig erfassen, so kann das bereits eine wertvolle Hilfe für die Forschung bedeuten. Sie sollten deshalb danach trachten, solche Reihen, zum Beispiel die Geräte für die Ackerbestellung, für die Heuernte, die Hanf- und Flachsverarbeitung, die Molkengewinnung oder sämtliche Arten und Typen von Karren, Schlitten, Traggeräten, Holzsägen, Tierfallen oder dann sämtliche Werkzeuge eines Dorfhandwerkers zusammenzustellen. Vollständige Reihen zustandezubringen ist allerdings keine leichte Sache; um so größer darf der Stolz sein, wenn es gelingt.

Aber auch einzelne Stücke können für die Forschung wertvoll sein. Sie können dem Wissenschaftler helfen, Lücken zu schließen, die in den bisher bekannten Reihen noch klaffen. Sie können seltene Typen oder lokale Besonderheiten darstellen, die ein zentrales Museum ohnehin niemals restlos erfassen kann. Daß neben der ergologischen auch das ortsgeschichtliche Material eines Ortsmuseums dem wissenschaftlichen Zweck dienen und dem Lokalhistoriker vielleicht wichtige Unterlagen liefern kann, sei ebenfalls nicht vergessen.

Der zweite Hauptzweck der Ortsmuseen besteht in der Belehrung der Einwohnerschaft, seien es die Schüler oder die Erwachsenen. Ein Ortsmuseum soll zugleich ein Heimatmuseum sein. Es soll den Leuten

heimatkundlichen Unterricht erteilen, es soll ihnen die geschichtliche Vergangenheit des Ortes zum Bewußtsein bringen und Verständnis für das Eigene wecken. Es soll sie die Arbeit, die Lebensweise, die Sitten, die Mentalität der Vorfahren kennen und würdigen lehren. «Um der Zukunft willen soll der Mensch die Vergangenheit hochhalten, sie soll ihm heiligen die Gegenwart», hatte Gotthelf gesagt (in «Zeitgeist und Berner Geist»), eine Mahnung, die wir schlecht befolgt haben!

Demgemäß ist die Aufgabe der Orts- und Heimatmuseen letztlich nicht, mit Schaustücken Parade zu machen, sondern die untergehende Kultur des Volkes zu dokumentieren, die Arbeits- und Lebensweise der Vorfahren widerzuspiegeln. Sie haben den Alltag des Bauern, der Hausfrau, des Handwerkers vor Augen zu führen und zu zeigen, wie (oder wenigstens mit welchen Mitteln) die Leute ihre Äcker bestellten, ihr Brot buken, ihre Butter machten usw. Museen, die anders verfahren, vermitteln eigentlich ein falsches Bild von der Vergangenheit und zeigen nur den Sonntag statt den Alltag. Das einfache Werkzeug des arbeitenden Volkes ist der Aufbewahrung und Ausstellung in einem Museum ebenso würdig wie das Werk eines Künstlers.

Selbstverständlich sollten auch in Ortsmuseen die Gegenstände zweckdienlich beschriftet sein, und es sollten dabei nicht so viele sachliche Fehler vorkommen, wie es oft der Fall ist. Der unkundige Beschauer sollte sie nicht nur betrachten können, sondern auch das Allernötigste über sie erfahren. Und die Sachen sollten auch ausgestellt, nicht bloß magaziniert sein, sonst ist zumindest der Zweck der Volksbelehrung vereitelt. Große zentrale Museen sind in dieser Beziehung bekanntlich nicht immer gut dran. Der magazinierte Zustand sollte nicht ewig dauern! Lieber noch ein etwas überladenes Ausstellungslokal als ein halbleeres.

Nur das Museum kann eine gewisse Gewähr bieten für die Erhaltung der Sachen. Es gibt zwar hie und da einzelne Leute in den Dörfern, die ihre alten Gerätschaften bewußt und sorgfältig verwahren. Wir meinen nicht diejenigen, die bloß der Mode folgend ein paar schöne Stücke (ein Spinnrad, ein altes Joch, eine geschnitzte Truhe, ein paar Kupferkessel usw.) im Hausgang ausgestellt haben – diese Mode wird heute mancherorts fast in jedem Haus befolgt, und wir wollen sie nicht verurteilen –, sondern wir meinen solche Leute, die mit all diesen Dingen verwachsen sind und sie aus echter Pietät aufheben. Aber auf die Dauer sichergestellt sind die Objekte dadurch nicht. In den Häusern ist ihr Fortbestand bei der immer mobiler werdenden Gesellschaft und immer turbulenter werdenden Entwicklung je länger je aussichtsloser. Wenn nun die Sachen einem Museum übergeben werden sollen, aber dabei trotzdem im Orte bleiben können, so fällt es dem mit seinem Dorf verwurzelten Landmann weniger schwer, sich ihrer zu entäußern.

Tatsächlich muß man so etwas wie ein Recht des Ortes gelten lassen, ein gewisses Recht auf die Dinge, die seine Bewohner seit Generationen in Haus und Feld gebraucht haben und die wahrscheinlich einmal im Orte selber hergestellt wurden. Die Ware gehört dorthin, wo sie her ist. Es seien hiermit keine zentralen und keine Freilichtmuseen getadelt. Es ist besser, daß die Sachen überhaupt gerettet werden, als daß sie zugrunde gehen. Aber diese Lösungen dürfen das Recht des Ortes nicht beschneiden; wenn am Ort eine Möglichkeit der Konservierung besteht, darf man ihm nicht einzelne interessante Objekte wegnehmen.

Die Dinge, die bei Antiquitätenhändlern aufgestapelt liegen oder die von dort aus in Privatwohnungen oder Restaurants gelangt sind, stehen der Forschung nicht mehr zur Verfügung. Sie sind für sie verloren, weil Objekte aus den verschiedensten Gegenden und Ländern kunterbunt durcheinandergeraten sind und kaum jemand mehr angeben kann, woher sie stammen. Vielfach sind sie abgeändert, ergänzt und «restauriert» worden, so daß man nicht mehr den ursprünglichen Gegenstand vor sich hat. Sie sind selten noch zu etwas anderem tauglich als zu dekorativem und geschäftlichen Zweck.

Eile tut not. Man muß auch die alten Leute über die Objekte noch befragen, bevor sie von uns scheiden. Sie allein können die nötige Auskunft geben, sie allein kennen bei vielen Geräten noch ihre Namen und ihre Funktion und wissen, wie man sie handhabte. Es gehörte mit zu den Aufgaben der Ortsmuseen bzw. ihrer Betreuer, beim Erwerben der Gegenstände sich darüber zu informieren und die erhaltenen Angaben aufzuzeichnen. Wieviel Wissenswertes, sachlicher und sprachlicher Natur, könnten sie retten, das die Leute sonst mit ins Grab nehmen würden! Mit welcher Schnelligkeit diese Sachkenntnisse sich heute verflüchtigen, sieht man bei den ganz jungen Bauern. Schon bei Geräten, die noch zur Zeit des letzten Krieges zum alltäglichen Gebrauchsinventar gehörten, wissen sie, wenn man sie ihnen vorlegt, oft nicht mehr, wozu sie dienten.

Der Ruf «Rettet, was noch zu retten ist», ertönt heute allenthalben und mit gutem Recht. Die Denkmalpflege erhebt ihn, der Heimatschutz, der Naturschutz; der Volkskundler bemüht sich, sterbende Handwerke, eingehende Bräuche, verschwindende Volksmusik usw. in Ton und Bild einzufangen. Man vergleiche zum Beispiel die lange Liste der erhaltenswerten kulturhistorischen Bauten aller Art, die der zürcherische Denkmalpfleger Walter Drack uns vorlegt.

Es ist zu hoffen, daß unseren Kantons- und Gemeindebehörden die Erkenntnis dieser pflegerischen Notwendigkeit nicht erst aufgeht, wenn es zu spät ist, und daß den diesbezüglichen Resolutionen der Ministertagung des Europarates vom November 1969 ein wenig Erfolg beschieden sei.